

Sewastopol liegt am Zürichsee

Von Zürich aus will die Slawistin Tatjana Hofmann im Ukraine-Konflikt vermitteln

Mit einer literarischen Ethnografie der Ukraine sorgte Tatjana Hofmann für Zündstoff in der Slawistik. Ihre eigene Identität reflektiert die Wahlzürcherin ihrerseits auf literarische Weise.

FLORIAN BISSIG

«Als ich das erste Mal am Bellevue stand, hatte ich einen Flash: Der Zürichsee erinnerte mich an die Bucht von Sewastopol», erzählt Tatjana Hofmann. In Zürich sieht die junge Ukrainerin also in gewisser Weise das etwa gleich grosse Sewastopol – und in der Schweiz sieht sie die Halbinsel Krim, auf der sie geboren ist. Dort habe es ja auch Berge, sagt sie augenzwinkernd. «Heimatbildung durch aktive Projektion» nennt die Slawistin, die seit drei Jahren als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slawischen Seminar der Universität Zürich arbeitet, diesen Prozess.

Heimat? Welche Heimat?

Die Auseinandersetzung mit der Ukraine begann mit der sogenannten orangen Revolution Ende 2004. Tatjana Hofmann war damals Magisterstudentin und lebte in Berlin. Was denn da eigentlich genau los sei in ihrer Heimat, wurde sie von ihren Kommilitonen immer wieder gefragt. In ihrer Heimat? Ist die Ukraine, die sie im Alter von zehn Jahren verlassen hatte, überhaupt ihre Heimat? Mit dieser Frage keimte Hofmanns Interesse an der Ukraine und an Fragen der Identität auf – Themen, die sie beruflich und privat noch lange beschäftigen sollten.

Als Literaturwissenschaftlerin und Ethnologin widmete sie ihre Dissertation, die sie in Berlin begann und in Zürich fertigstellte, den «literarischen Ethnografien» der Ukraine seit 1991. In der 500 Seiten starken Abhandlung, die letztes Jahr beim renommierten Basler Schwabe-Verlag publiziert wurde, unternimmt Hofmann eine Bestandesauf-



Heimat ist dort, wo man sie sich schaffen kann: Die Slawistin Tatjana Hofmann trägt «ihre» Krim in sich.

ADRIAN BAER / NZZ

nahme der ukrainischen Literatur, die vor allem der Frage nachgeht, wie sich die verschiedenen geografischen Regionen in der Literatur selbst charakterisieren. Dabei berücksichtigt sie Charkiw ebenso wie Lwiw und Kiew und damit russischsprachige Autoren genauso wie ukrainischsprachige.

Das Bemühen um Neutralität und Ausgewogenheit der Darstellung ist für eine wissenschaftliche Arbeit selbstverständlich. Doch nachdem kurz nach der Drucklegung die Ukraine-Krise ausgebrochen war, hatten die Fachvertreter hüber wie drüber keine Geduld mehr für feinsinnige Analysen. Für die Slawistik in Russland ging ihre Arbeit zu wenig

streng mit den ukrainischen Nationalisten ins Gericht, während bei der westlichen Ukrainistik vor allem Hofmanns kritische Einschätzung von Juri Andruchowytchs Ukraine-Bild Widerspruch erregte. Doch Hofmann beharrt auf ihrem komparatistischen Ansatz. «Ich möchte nicht an der Politisierung der Wissenschaft teilnehmen», sagt sie. Für sie sei es wichtig, alle Sichtweisen zu verstehen. Und das funktioniert nicht, wenn «Russland-Versteher» als Schimpfwort gebraucht werde.

Um ihrem Anspruch auf Ausgewogenheit gerecht zu werden und ihre persönliche Reaktion auf den Krieg trotzdem nicht verdrängen zu müssen,

schuf sich Hofmann eine Strategie. Sie hielt während der akademischen Arbeit dauernd ein Dokument geöffnet, in das sie zwischendurch das hineinschrieb, was sie eben neben der wissenschaftlichen Tätigkeit auch noch beschäftigte. So entwickelte sich ein Text, der schliesslich seinerseits gestaltet, redigiert – und publiziert werden wollte.

Das Resultat ist das Buch «Sewastopologia», das Ende September in einem Berliner Verlag erschienen ist. In gewisser Weise ist es ein Pendant zum wissenschaftlichen Ukraine-Buch: Es ist verspielt, polemisch und persönlich, ein Grenzgang zwischen Essay und Belletristik. «Es ist ein Prozessbuch», sagt

Hofmann, «das mir auch zur Selbstreflexion diene.» Sie reflektiert darin auch Fragen ihrer möglichen Identität. Ihre Kindheit verbrachte sie in Sewastopol auf der Krim, doch ihre Eltern waren selbst in die Ukraine zugewandert. Nach der Wende zog die Familie nach Berlin. Tatjana lernte perfekt Deutsch und passte sich an.

Was ist sie also? Eine kurze Antwort darauf gibt es nicht. Die vorläufige Antwort ist rund 270 Seiten lang, eine fiktionale Selbst-Ethnografie, die auch ein unverhohlenen Ziel verfolgt: «Das Buch ist meine Art, mit dem Ukraine-Konflikt, der ja eine riesige postsowjetische Identitätskrise ist, zurechtzukommen und mir «meine» Krim nicht nehmen zu lassen.» «Ihre» Krim trug sie, die seit über zwanzig Jahren nicht mehr auf der Halbinsel war, unbewusst in sich. Heimat ist dort, wo man sie sich schaffen kann. In Berlin konnte Hofmann dies nur bedingt, in Zürich kann sie es. Hofmann empfindet Zürich als offen und in einem tatsächlichen Sinn multikulturell, anders als Berlin, wo die verschiedenen Kulturen eher aneinander vorbeileben würden.

Zurück zur Anfangszeit

In Zürich möchte Tatjana Hofmann also gern bleiben, wenn es ihre prekäre Situation zulässt. Ihr jetziges Forschungsprojekt befasst sich mit dem russischen Reiseschriftsteller und Kulturjournalisten Sergei Tretjakow, der in den 1920er Jahren die gesellschaftlichen Umbrüche in Russland beschrieb. Vom Ende der Sowjetunion also zurück zur Anfangszeit. Tretjakow sieht sie ähnlich wie sich selbst in der Rolle eines Kulturvermittlers. Er reiste quer durch die Union und Europa, beobachtete und nahm mit literarischen Mitteln an der Aufbauarbeit teil. Lässt sich Hofmann auch darin von ihm inspirieren? Vielleicht später, sagt sie. Die Idee scheint bereits am Reifen zu sein.

Tatjana Gofman (Hofmann): Sewastopologia. Edition Fototapeta, Berlin 2015. 272 S., Fr. 22.50.

Das harmlose Good-Boy-Syndrom

Take That gibt als Trio ein Gastspiel im Hallenstadion – Notizen zu einer nicht mehr ganz jungen Boygroup

Scharen von weiblichen Teenagern drehten in den neunziger Jahren fast durch, wenn Take That auf der Bühne stand. Doch das ist lange her. Die Teenager von damals sind älter geworden. Und Take That?

JÜRIG ZBINDEN

Take That war nicht irgendein Quintett, sondern die nach den Beatles wohl populärste Band aus Grossbritannien. Jetzt sind Take That nur noch drei, Robbie Williams und Jason Orange mochten nicht mehr. Auch die verblichenen Herren haben das Herz vermutlich auf dem rechten Fleck, und – eminent wichtig für eine in die Jahre gekommene Boygroup – sie haben gesundes Haar auf dem Kopf. Kaum etwas wirkt an ausgewachsenen Boys erbarmlicher als lichte Stellen oder eine Vollglatze. Take-That-Fans selber altern zwar, doch an der Illusion, dass sich wenigstens ihre Idole die Jugend bewahren, halten sie liebend gern fest. Unter dem Publikum im ausverkauften Hallenstadion fanden sich zahlreiche Briten, in modischer Hinsicht dominierte gepflegtes Jeans-Mittelalter. Am dürftig sortierten Merchandising-Stand gab es für Mutige Fedora-Polyesterhüte in Neonfarben zu kaufen, zum Stückpreis von zehn Franken.

Take That eröffnet das Konzert mit «Portrait», einem Titel aus dem letztes Jahr erschienenen Album «III»: «And those who look back are only the fools»,

sangen Gary Barlow, Mark Owen und Howard Donald da – «nur Dummköpfe schauen zurück». In Tat und Wahrheit zelebrieren die drei Herren natürlich nichts anderes als «Back to the Future», eine etwas nostalgische Zeitreise. Die ganz grosse Karriere scheint vorbei. Im Zenit stand Take That in den Neunzigern, das Gründungsjahr liegt ein ganzes Vierteljahrhundert zurück.

Luftballons und Flammensäulen

Zum Song «Get Ready for It» schiessen auf der Bühne Flammensäulen hoch, die Zuhörer schwenken leuchtende Luftballons. Mark Owen versucht sich in passablem Schwyzerdütsch ab Blatt: «Hoi mitenand», «Gahts oi guet?», «Danke fürs Cho!». Applaus brandet auf, what else? Im Anschluss daran Verteilung der handelsüblichen Komplimente: «We have the best fans in the world.» Wir dürfen uns glücklich schätzen. Gary Barlow kündigt einen Comeback-Song an, «the song that brought us back»: «Patience». Nicht umsonst ist seine Stimme die Leadstimme, Barlows Falsett umhüllt «Patience» wie süsse Milchschokolade. Frauenherzen, die einst in fanatischer Liebe entbrennende Mädchenherzen waren, schmelzen dahin. Diesmal, ohne ohnmächtig zu werden.

Dass die Männer das Tanzen noch immer draufhaben, beweisen sie zu «Pray», ihrer ersten Nummer-1-Single in den britischen Charts – elf weitere sollten damals noch folgen. Ohne Tanzen ging bei den Boygroups zu jener Zeit gar nichts. Es fing an mit den amerikani-

schen New Kids on the Block, als deren europäische Antwort Take That galt. Hinzu kamen die noch erfolgreichereren Backstreet Boys und 'N Sync mit ihrem Magneten Justin Timberlake. Gross machten die Boygroups vor allem Heerscharen von sie anhimmelnden Mädchen – die auch den grössten Fan-Anteil bei der erfolgreichsten Girlgroup darstellten, den Spice Girls. Die übrigen wollen 2016 mit den Backstreet Boys auf Jubiläumstour gehen.

Wer glaubt, das Phänomen der Boygroups sei ein flüchtiges, der irrt gründlich: Es gibt sie seit den Monkees, und im nächsten Monat gelangt schon das fünfte Album der britisch-irischen Formation One Direction auf den Markt. Take That, das waren die Guten, die Good Boys, zu deren Konzerten die Eltern ihre Kids begleiteten oder an die sie sie sogar beruhigt allein ziehen liessen. Das Bad-Boy-Syndrom hingegen ist ein gefährdetes, Alltagspsychologie sei Dank.

Viele fühlen sich angeblich hingezogen zu sogenannten Bad Boys, «bösen» Jungs – ein Begriff mit besorgniserregend grossem Interpretationsspielraum. Als Bad Boy gilt beispielsweise Rihannas Ex Chris Brown, dem die Sängerin nebst Schmetterlingen im Bauch auch einmal ein blaues Auge und andere Blessuren zu verdanken hatte. Pamela Andersons Ex Tommy Lee, Schlagzeuger der Heavy-Metal-Band Mötley Crüe, wurde ebenfalls handgreiflich, während der falsche Göttergatte Jesse James die Filmschauspielerin Sandra Bullock bloss systematisch hinterging.

Gefährliche Vorbilder also. Schliesslich glaubt man zu wissen, dass instabile Pubertierende ihren Stars nacheifern. Im November droht der Bad Boy Marilyn Manson nach Zürich zu kommen. Zu seinen Konzerten strömten in den neunziger Jahren jene, für die Take That den Horror des Mainstreams bedeutete.

Wird Robbie Williams vermisst?

Die Begleitband von Take That spielt routiniert, sie hält sich im Hintergrund. Gary Barlow selber gefällt am Piano und an der Gitarre. Aufwendige Technik verwandelt die Bühne in ein Schattentheater oder eine 3-D-Unterwasserwelt mit phosphoreszierend schwimmenden Quallen. Auf «Back for Good» und «These Days» zündet, wiederum mit hochschiessenden Flammen, «Relight My Fire». Dann kündigt Barlow den letzten Song des Abends an, verspricht aber sofort zwei Zugaben, falls das friedlich protestierende Publikum nur kräftig genug applaudiere. Unter rhythmischem Klatschen und Trampeln lösen Take That das Versprechen ein mit «Shine» und «Never Forget».

Die Frage, die sich zuletzt zwangsläufig stellt: Wird der Entertainer Robbie Williams nach wie vor sehnlichst vermisst? Oder kann man auf den mittlerweile zweifachen Daddy getrost verzichten? Die Antwort lautet: Man kann. Und an Jason Orange erinnern sich wohl bloss die treuesten Fans. Früher war früher, jetzt ist jetzt.

Zürich, Hallenstadion, 12. Oktober.

Ein Festival der Kirchenmusik

Musikfest Zürich-West setzt Akzente

rib. Musik und Kirche gehören zusammen. In jedem Gottesdienst hat Musik einen festen Platz, und gerade sie berührt auch Menschen unmittelbar, die der Kirche und christlicher Spiritualität eigentlich fernstehen. Kirchenmusik ist zudem ein Kulturgut, das über die Grenzen der Kirchen und Religionen hinaus wirkt. Ein Kulturgut aber, das gepflegt werden muss, indem es aufgeführt und bekanntgemacht wird. Mit dem Musikfest Zürich-West in der Johanneskirche soll genau das geschehen. In enger Zusammenarbeit haben Kirchenmusiker der Johanneskirche und der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) ein Programm mit verschiedenartigen Werken der Kirchenmusik ausgearbeitet.

Ab übernächster Woche finden in der Johanneskirche kurze Lunchkonzerte statt, die von Studierenden der ZHdK gestaltet werden. Kirchenmusiker der Johanneskirche und der Hochschule präsentieren sich, und zwar nicht nur mit typischer Kirchenmusik: Der Jazzpianist Adrian Frey tritt mit seinem Trio auf, der Organist der Johanneskirche, Tobias Willi, improvisiert auf der Orgel zu Slapstick-Kurzfilmen. Den liturgischen Rahmen setzen Vespere, etwa mit der Kantorei der ZHdK mit Chorwerken von Wille Burkhard und Franz Rechsteiner. Das Musikfest setzt den Anfang für eine Zusammenarbeit von ZHdK und Kirchengemeinde Aussersihl, die über das Festival hinaus weitergeführt werden soll.

Zürich, Johanneskirche, 25. 10. bis 1. 11.; Informationen unter www.kirche-industrie.ch.